

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. M. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 686—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. Th. Zäfel, Milwaukee, Wis.

20. Jahrg. No. 6.

Milwaukee, Wis., den 15. November 1884.

Lauf. No. 494.

Inhalt. — Wie gründet man eine lutherische Gemeinde? — Der Pfarrer und sein Sohn. — Was soll lutherische Eltern abhalten, ihre Kinder in die confessionstlosen Schulen oder in Sektenschulen zu schicken? — Die schreienden Steine. — Nachrichten aus dem Gebiet der inneren Mission, der Reisepredigt. — Erklärung. — Der alte und der neue Glaube. — Kürzere Nachrichten. — Wüchertisch. — Einführung. — Ordination und Einführung. — Erinnerung. — Quittungen. —

Wie gründet man eine lutherische Gemeinde?

[Schluß.]

Haben wir in voriger Nummer eine Gemeindegründung aus neuester Zeit geschildert, um zu zeigen, wie es bei einer solchen hergehen mag, so soll damit nicht gesagt sein, daß nur, wo es so zugegangen ist, eine lutherische Gemeinde zu Stand und Wesen gekommen sei. Wo lutherische Christen einen lutherischen Prediger als den Mann anerkannt haben, von dem sie mit Wort und Sacrament bedient sein wollen, und wäre solche Anerkennung auch nur dadurch geschehen, daß sie, wo und wann er predigt und Sacramente verwalltet, sich zu ihm finden und sich von ihm bedienen lassen, da ist eine lutherische Gemeinde gegründet, und wenn dabei noch kein Federstrich gethan, kein Name unterzeichnet, kein schriftlicher Beruf ausgestellt wäre. Sonst hätte Doctor Luther nie einer lutherischen Gemeinde vorgestanden, hätte es überhaupt gerade dort, wo die Wiege der Reformation stand und die lutherische Kirche so herrlich erblühte und ihre reichen Früchte trug, gerade in der Reformationszeit keine lutherische Gemeinde gegeben. Und da, wo es keine wirklichen Gemeinden giebt, es auch keine wirklichen Pastoren geben kann, so wären Doctor Luther, Doctor Bommer und hundert andere Pastoren jener Tage gar keine wirklichen Pastoren, sondern nur Missionare gewesen. Denn eine so organisirte Gemeinde, wie wir sie heutzutage hier in Amerika haben, hatte Doctor Luther nicht.

Aber freilich würde andererseits derjenige sehr fehlgehen, welcher nun meinen wollte, Doctor Luther hätte die Zustände, unter denen er lebte und wirkte, in diesem Stück für die wünschenswerthesten angesehen und Einrichtungen, wie sie bei uns jetzt bräuchlich sind, verworfen. Umgekehrt wird es richtig. Luther hat die Zustände seiner Zeit und seines Ortes in Hinsicht auf die äußere Einrichtung des Gemeindegewesens als Nothzustände angesehen und herzlich gewünscht, er könnte es so machen, wie wir es unter unseren Verhältnissen machen können. Er schrieb darüber im Jahre 1523

folgendes in einer Predigt, die er vor der Wittenberger Gemeinde gehalten hatte:

„Also könnte man's anrichten und dahin bringen, wie ich gern wollte, daß man die, so da recht gläubten, könnte auf einem andern Ort sondern und für andere erkennen. Ich wollt es wohl längst gerne gethan haben; aber es hat sich nicht wollen leiden; denn es noch nicht genug gepredigt und getrieben ist worden.“

Und im Jahre 1526 spricht er sich weiter aus:

„Die dritte Weise, die rechte Art der evangelischen Ordnungen haben sollte, müßte nicht so öffentlich auf dem Platz geschehen unter allerlei Volk, sondern diejenigen, so mit Ernst Christen wollen sein und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen und etwo in einem Hause alleine sich versammeln zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sacrament zu empfangen und andere christliche Werke zu üben. In dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, tennen, strafen, bessern, ausstoßen oder in den Bann thun nach der Regel Christi Matth. 18. Sie könnte man auch ein gemeine Almosen den Christen auflegen, die man williglich gäbe und austheilte unter die Armen, nach dem Exempel St. Pauli 2. Cor. 9. . . . Kürzlich, wenn man die Leute und Personen hätte, die mit Ernst Christen zu sein begehrten, die Ordnungen und Weisen wären bald gemacht. Aber ich kann und mag noch nicht eine solche Gemeinde oder Versammlung ordnen oder anrichten; denn ich habe noch nicht die Leute und Personen dazu; so sehe ich auch nicht viel, die dazu dringen.“

Eine Gelegenheit, bei der Luther hoffte, es zur Einrichtung solcher Sammlungen oder Gemeinden bringen zu können, war die sächsische Kirchenvisitation, die der Kurfürst auf Luthers Rath anordnete. Im Jahre 1527 schreibt er noch in einem Brief an einen guten Freund:

„Ihr wisset ja wohl von Gottes, daß solch Strafen der Personen gehört nirgend hin, denn unter die Sammlung der Christen. Nun habt ihr ja noch keine Sammlung verordnet, wie wir hoffen, daß sie durch die Visitation soll angerichtet werden.“

Seine Hoffnung ging leider nicht in Erfüllung; was man bei der Visitation zu hören und zu sehen bekam, lehrte ihn mit viel weniger sich begnügen, und die politischen Verhältnisse, die in den folgenden Jahren eintraten, waren solchen Gemeindebildungen, wie sie Luthern vorschwebten, durchaus nicht günstig. Wir aber, denen Gott in großer Freundlichkeit in diesem Lande freie Hand gelassen hat, unsere Gemeinden in

solcher Verfassung zu gründen und auszubauen, wie es uns am zweckmäßigsten erscheint, wären große Thoren und undankbare Gesellen, wenn wir die günstigen Umstände, unter denen wir leben und Gottes Reich unter uns und um uns her bauen dürfen, nicht ausnutzen und austausen wollten. Das hieße eine edle Gabe Gottes gering schätzen, ein Pfund ins Schweisstuch wickeln und in die Erde vergraben, von dessen Verwendung wir einst auch werden Rechenschaft zu geben haben.

Wenn deshalb unsere Reiseprediger, wenn Pastoren, unter deren Mitwirkung Gemeindegründungen vor sich gehen, darauf bedacht sind, daß von vorne herein alles wohl geordnet und fest gestügt angelegt werde, so ist das nicht etwa ein überflüssiges Formelntreiben, sondern ein Wahrnehmen günstiger Verhältnisse, in denen wir durch Gottes Gnade leben. Es ist deshalb wohlgethan, wenn gleich bei oder bald nach der Gründung und Organisirung einer Gemeinde auch eine gute Gemeindeordnung angenommen wird, die dann die einzelnen Gemeindeglieder zu unterzeichnen haben.

Daß bei Gemeindegründungen auch Mißgriffe vorkommen können und vorkommen, liegt in der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, in dem Umstand, daß die Gemeindegründer eben auch noch Fleisch und Blut an sich haben, begründet, und diese Mißgriffe tragen oft lange nachher die bittersten Früchte.

Da ist z. B. in einem kleinen Städtchen eine Anzahl Lutheraner; in der Umgegend wohnen auch noch einige Farmer, die von Haus aus lutherisch sind. Ein lutherischer Prediger hat die Leute aufgesucht, ihnen eine Zeitlang gepredigt, vielleicht in einem Schulhause, das ihnen nach einigen Schwierigkeiten eingeräumt worden ist. Zwar der Pastor eilt nicht sofort zur Organisirung einer Gemeinde; er will die einzelnen Leute, die zu den Gottesdiensten kommen, erst etwas näher kennen lernen, obgleich das seine Schwierigkeiten hat; denn die Menschen nehmen sich in ihren Sonntagskleidern vielfach weit anders aus als an den übrigen Wochentagen. Doch besondere Umstände drängen vielleicht, schneller voranzugehen. Es ist vielleicht nothwendig, daß bald ein Kirchlein errichtet werde, wenn die Gottesdienste ihren Fortgang nehmen sollen, und nun wird eine Versammlung gehalten, bei der die Organisation vorgenommen werden soll. Vielleicht ist schon zuvor, ohne daß es der Pastor nur wusste, eine Liste circulirt worden, auf die alle, die nun zur Gemeinde gehören wollen, ihre Namen gesetzt haben; den so Eingzeichneten ist auch gesagt worden, dann und dann sollen sie kommen, da wird die Gemeinde gebildet. Die Meisten

haben auch versprochen zu kommen; einer oder der Andere hat gesagt, er könne an dem Tage nicht da sein, aber sie sollten ihn nur mitzählen. Die, welche die Liste in Umlauf gesetzt haben, waren zwar in Betreff einiger unschlüssig, ob man sie auch ansprechen sollte oder lieber nicht. Da ist der Farmer B. Die Farmer bilden ja einen wackeren, wohlbelobten Bestandtheil der meisten unserer Gemeinden; aber gerade dieser B. slyt, wenn er in die Stadt kommt, gerne im Wirthshaus und hat öfters, wenn er nach Hause fährt, einen bedenklich rothen Kopf und eine schwere Zunge; manche drücken es sogar aus: „Er läuft.“ Aber, er ist der Wohlhabendste vor allen und hat auch noch einen Bruder und einen Schwager in der Gegend; und beim Kirchbau wirb's so wie so hart halten; und der B. ist ein freigebiger Mann, und lutherisch erzogen ist er auch, war ja auch schon öfters mit in der Kirche, hat sogar gesagt, der Pastor hätte eine schöne Predigt gemacht und hätte eine sehr gute Stimme und deutliche Aussprache; mit dem Trinken, meint man, werde es ja auch so schlimm nicht sein, einen Trunkenbold könne man ihn doch nicht nennen — und das Ende vom Lied ist, der Farmer B. hat seinen Namen auch auf die Liste gesetzt, will auch zur Versammlung kommen, wenn er kann. Der Bruder, der natürlich auch B. heißt, und der Schwager stehen auch darauf und wollen auch kommen. Da ist ferner der Storemann Y. Er ist zwar noch nicht lange im Städtchen und macht nicht gerade den Eindruck, als sei ihm sehr viel an der Kirche gelegen; im Gottesdienst war er auch erst ein- oder zweimal; aber er mag ja wohl nicht gut abkommen können; und er hat sich doch auch erboten, den Pastor und sein Fuhrwerk über Nacht zu behalten, als der große Schneesturm war; und wenn einer ordentlich etwas thun kann zum Kirchbau und nachher zu den laufenden Ausgaben, dann ist es der Y. — und richtig, der Y. steht auch auf der Liste; ob er in die Versammlung kommen kann, weiß er noch nicht. Als endlich die Versammlung herankommt, hat die Namenliste eine ganz stattliche Länge erreicht; die Männer sind zahlreich versammelt; der B. ist auch da; sein Bruder und sein Schwager auch. Soeben kommt auch der Storemann herein und sucht sich ganz vorne einen Platz. Die Versammlung wird eröffnet. Die Liste wird vorgelegt; der Pastor weiß nicht recht, ob er sich freuen soll oder nicht, daß da so viele Namen stehen. Er erkundigt sich nach diesem und jenem, dessen Namen er da findet und auf den er sich nicht recht besinnen kann. Mit der Gemeindeordnung, die der Pastor mitgebracht und vorgelesen hat, erklären sich alle einverstanden. Zwar dem Einen oder dem Andern will es scheinen, als paßten einige von den Anwesenden nicht so recht zu der Beschreibung, die im Paragraphen von der „Gliederung“ von denen gemacht ist, die zu dieser Gemeinde gehören sollen; aber man will nichts sagen, will niemanden vor den Kopf stoßen, dessen Freunde oder Verwandte dann auch zurücktreten würden, und so geht denn die Organisation vor sich, und alle, die auf der Liste stehen, unterzeichnen auch die Gemeindeordnung und sind nun Gemeindeglieder. Y. und B. werden sogar zu Vorstehern gewählt, wenn auch nur mit geringer Majorität. —

Ein paar Jahre sind ins Land gegangen; die Gemeinde hat jetzt eine Kirche, hat auch einen eigenen Pastor; aber der hat schon seine liebe Noth. Sein Vorsteher B. giebt schweres Vergerniß durch seine immer mehr zu Tage tretende Unmäßigkeit und seine zunehmende Rohheit. Er hat ihn darüber ernst, obgleich in aller Freundlichkeit zur Rede gestellt; damit hat er arg in ein Wespeunest gestochen; auch der Bruder und

der Schwager sind ihm auffällig geworden und kommen selten mehr in die Kirche. Der Vorsteher Y. ist auch ein fauler Kirchgänger; er entschuldigt sich zwar mit seinem Geschäft, will aber nicht einsehen, daß das eine schlechte Entschuldigung ist, und als ihm der Pastor darüber Vorhalt gethan hat, daß er jüngst in seinem Hause einen Ball veranstaltet hat, hat er erklärt, das lasse er sich nicht verbieten. Der Pastor seufzt bei Tag und Nacht in seinem Glend. In den Gemeindeversammlungen, wo Y. und B. noch das große Wort führen und die Meisten unter den Wohlgesinnten lieber schweigen, kommt es zu bösen Aufritten, und manche Gemeindeglieder bleiben, anstatt, wie es ja ihre Pflicht wäre, zu kommen und entschieden für das Rechte einzutreten, lieber daheim, wenn wieder Versammlung ist. Leute, die sich sonst der Gemeinde angeschlossen hätten, stehen jetzt zurück, wollen erst einmal abwarten, was werden will, und am Ende muß der Pastor die Schuld haben, daß sich nicht mehr Leute anschließen, weil er gegen die Aufnahme eines anstößigen Mannes geredet hat, wie es seine Pflicht war. Was wird schließlich daraus? Ja, was wird daraus? Vielleicht geht die Gemeinde in die Brüche. Vielleicht gelingt es noch nach heißen Kämpfen, die räudigen Schafe hinauszuthun. Vielleicht hat unterdessen ein geistlicher Irnwisch im Trüben gefischt und eine Oppositionsgemeinde angefangen. Und was war der Fehler, der so böse Früchte getragen hat? Man war von vorne herein nicht vorsichtig genug bei der Zulassung zur Gliedschaft in der Gemeinde, und was man anfänglich für einen Gewinn angesehen hat, das ist zum großen Nachtheil ausgeschlagen. Wir haben bei dieser Schilderung keinen besonderen Fall im Auge; aber sind nicht vielleicht auch unter den Lesern des „Gemeindeblattes“ Leute, die von Erlebnissen der beschriebenen Art ein Liedlein zu singen wüßten? G.

Der Pfarrer und sein Sohn.

Ein Bild aus dem dreißigjährigen Krieg im Elsaß. Von August Säger.

Für das Gemeindeblatt umgearbeitet.

[i. Fortsetzung.]

Zuweilen wurden die Pfarrersleute von den einstigen Benohnern Morsbronn's, besonders von der Schulzenfamilie und den Kindern des Lehrers besucht. Am meisten kam aber Johannes Dangler, der Schulze selbst, der es nicht unterließ, jedesmal die ihm so lieben Freunde mit einer Gabe, Fisch, Wildpret und dergleichen zu erfreuen.

Die Bewohner Morsbronn's hatten auch die von der Verheerung übrig gebliebene Ernte geschnitten, sie in einigen Tennen, die sie von dem Schutte gesäubert hatten, gleich gedroschen und dann in Sicherheit gebracht. Ein Gleiches geschah mit den zwar sehr vermilderten Neben. Was die Obstbäume trugen, wurde ebenfalls geheimst und dahin gebracht, wo die Bewohner Zuflucht gefunden.

So nahte ein zweiter, aber viel traurigerer Winter heran. Zwar war die Bevölkerung durch Mord, Glend und Flucht sehr geschmolzen, aber die Mittel zur Unterhaltung waren noch viel mehr. Die meisten Felder blieben, aus Mangel an der notwendigen Saat, ungesät liegen. Auch das Vieh fehlte zum Bebauen der Felder.

Als der Winter vorüber war, sollte die schwere Heimjuchung noch kein Ende haben.

Ein Schwarm Croaten, der raubend und sengend

unstät von einem Orte zum andern zog, näherte sich jetzt dem zwar mit Mauern und Thürmen versehenen Städtchen Wörth, das aber nur von einer ganz schwachen Garnison besetzt war. Der Befehlshaber in Wörth wurde aufgefordert, sich zu ergeben; aber die Forderung wurde zurückgewiesen. Man hoffte auf Hilfe von außen, freilich vergebens.

Einige Zeit hielt sich das Städtchen mit Beihilfe der Bürger desselben. Tag und Nacht hatten sie keine Ruhe. An Waffen fehlte es den Bürgern gänzlich. Wo sollten sie, die so oftmals Ausgeplünderten, dieselben hergenommen haben?

Dazu gesellte sich der nach und nach völlige Mangel an Lebensmitteln, der die Belagerten gänzlich kraft- und muthlos machte.

Das Städtchen wurde eines Morgens in aller Frühe von den Croaten erstürmt. Wie Ragen kletterten diese Halbwilden an den Mauern Wörth's hinauf. In kurzer Zeit war der größte Theil der geringen Besatzung niedergemetzelt. Auch viele Bürger wurden niedergemacht und ein großer Theil verwundet.

Nun wurden alle Häuser der Plünderung übergeben; das war ein Wehklagen sonder Gleichen, denn hier geschahen Gräuel, davor Einem schaudert, wenn man nur daran denkt.

Auch in das Pfarrhaus war man eingedrungen. Die Art, wie Kirchner den Unmenschen entgegen kam, wie schon beim ersten Ueberfall Morsbronn's, diente dazu, die Croaten einigermaßen zu entwaffnen und milder zu stimmen; wenn man die Mißhandlungen, welche er erleiden mußte, nur von weitem milde nennen könnte. Doch in jenen Zeiten war man froh, wenn man nur mit dem Leben davon kam.

Aber dem schwer geprüften Mann sollte das Leben sehr verbittert werden. Er wurde zu Boden geworfen, gefnebelt, daß ihm das Blut zur Nase hervorsprudelte. dann zog man ihm die Kleider aus und warf ihm ein paar kurze Schnallenhöschen dar, mit denen er seine Blöße bedeckte.

In solchem Zustande mußte Philipp Kirchner den Croaten noch das Geraubte nach Mischdorf ins Lager tragen. Vergebens warf sich seine Frau vor den Barbaren auf die Kniee, vergebens rutschten die Kinder auf ihren Knieen zu denselben heran: der Vater mußte mit und sein eigenes ihm geraubtes Gut forttragen.

Es war Nachmittags, als sie nach Mischdorf aufbrachen.

Der Pfarrer suchte noch seine Frau und Kinder auf das Beste zu trösten und sie dem Schutze Gottes zu empfehlen.

Als er mit den Räubern sich entfernt hatte, da sagte Gottfried zu seiner trostlosen Mutter: „Liebe Mutter, vertrau auf Gott, wie der Vater auch gesagt hat, und gräme dich nicht. Ich will dem Vater nachgehen und sehen, wo er sich befindet. Vielleicht kann ich ihn auf irgend eine Weise frei machen.“

Und indem er so seine Mutter zu trösten suchte, brachte er derselben verschiedene Gegenstände, Gewaaren, Kleidungsstücke, welche der Knabe bei der Kunde des Ueberfalls schnell bei Seite geschafft hatte. Die Mutter betrachtete gleichgültig das Gebrachte: ihre ganze Seele war bei ihrem armen dahingeführten Gatten.

Da sagte Gottfried noch zu ihr: „Helf dir Gott, Mutter, ich komme bald wieder mit unserm Vater.“ Dabei stürzte ihm ein solcher Strom von Thränen aus den Augen, daß er sich eilig fortmachte, damit die Mutter nichts davon merkte.

Als Gottfried auf die Gasse kam, traf er an dem gegen das Unterland zu gelegenen Thore viele Weiber

und Kinder in bitterem Wehklagen auf der Straße stehen. Er fragte einen der Knaben, die da standen, Ludwig Trautmann, den Sohn eines Gerbers, warum sie alle so da stünden.

Da erzählte er ihm weinend, wie die Croaten seinen Vater ebenfalls fortgeführt hätten.

„Gehst du mit mir?“ sagte Gottfried zu Ludwig. „Wir wollen doch sehen, ob wir für unsere Väter nichts thun können.“

Dahin schritten die beiden Knaben den Hügel hinauf. Oben gingen sie das Hochthal entlang, das sie gegen Görzdorf führte. Sie ließen aber den letztern Ort links liegen, stiegen den Berg wieder ein wenig hinauf und kamen dann in den oberhalb Mitschdorf gelegenen Wald. Kaum waren sie dort angelangt, als der Sohn der Müllerin von Mitschdorf mit einem Bündel Holz durch die Hecken schlüpfte.

Die beiden Knaben von Wörth gingen auf denselben zu und fragten ihn um Nachricht von den Croaten und den Gefangenen. Da sagte ihnen der Müllerin Sohn, er wisse von den Gefangenen nichts, weil er sich schon eine Zeitlang im Walde aufgehalten, um Holz zu suchen und zu sehen, ob er in den gestellten Schlupfen kein Wildpret erhascht habe. Was die Croaten betrifft, so hätten sie nicht so sehr über dieselben zu klagen. Zwar bedienten sie sich auch ihrer Mühle, um das geraubte Korn zu mahlen, und da wären der Mählarzt, die Mutter und auch er ihnen beim Mahlen behilflich.

Auf die Bitten der beiden Knaben versprach er, ihnen Nachricht von den Gefangenen zu geben, sobald er nur könnte.

Mehrere Stunden warteten die Knaben in der höchsten Angst auf den Müllersohn. Endlich kam Fokkel, so hieß er. Nachdem er sich über sein langes Ausbleiben entschuldigt hatte, indem er wieder beim Mahlen behilflich sein mußte, sagte er ihnen, daß sich in der Mühle nur ein Gefangener aus Wörth befände, nämlich der Pfarrer, von dem man, wie es scheint, ein Lösegeld erpressen wolle, denn er säße oben auf dem Speicher gefangen und die Croaten hüteten denselben sorgfältig. Die andern Gefangenen, sowohl die Bürger als die Schweden, wären unten im Dorfe vertheilt. Von den Erstern hofften die Croaten, wie es scheint, ebenfalls ein Lösegeld zu erlangen.

Unterdessen war es Abend und bald darauf auch dunkel geworden. Die drei Buben begaben sich auf den Weg nach der Mühle. Auf ihrem Wege hörten sie in der Ferne Jemand schnell laufen. Sie sprangen auf die Seite, um diesem Laufenden auszuweichen. Aber derselbe hatte, wie es schien, ebenso große Ursache, den Weg zu vermeiden. Die drei Knaben verbargen sich hinter einer Hecke. Doch gerade diese Richtung schlug der Flüchtige ein. Daß es ein Flüchtiger war, erkannten die Knaben im Mondschein daran, daß er seine Schuhe in den Händen trug. Gerade vor der Hecke, unter der sie lagen, stand er stille, um Athem zu schöpfen; dann schaute er sich um, gleichsam um nachzudenken, welche Richtung er ferner einschlagen wolle.

Indem der Mann so um sich blickte, sprang der junge Ludwig aus der Hecke und rief: „Vater, Vater!“

Der Schrecken des Vaters, denn das war der Vater von Ludwig Trautmann, verwannte sich bei dem Rufe des plötzlich erschienenen Kindes eben so schnell in große Freude, besonders da er die herzliche Treue seines Kindes überdachte.

Eilig wollte er sich nun mit den beiden Knaben entfernen. Aber Gottfried war nicht dazu zu bringen. Er war ja wegen seines Vaters gekommen und mußte denselben wenigstens sehen, es koste was es wolle.

Vater und Sohn versprachen, noch eine Zeilang zu warten, bis Gottfried von der nahegelegenen Mühle zurückkomme, nach der er sich mit Fokkel auf den Weg machte.

Da ging der Knabe, der nichts hatte in dieser schaurigen Nacht, als seine treue Liebe und Anhänglichkeit zu seinem armen Vater und sein kindliches Vertrauen auf Gott.

Nun berathschlagten die beiden der Mühle zustrebenden Knaben, was zu thun wäre, um zu dem Vater Gottfrieds zu gelangen. So standen sie eine Weile vor der Mühle.

„Da oben ist dein Vater,“ sagte Fokkel zu Gottfried, indem er hinauf an die eine Giebelseite der Mühle wies.

An dieser Seite des Hauses stand ein großer Weidenbaum, der beinahe bis an den Gipfel desselben ragte. Gottfried begriff hier schnell, was zu thun wäre. Er bat den Fokkel, ihm schnell ein Zeichen zu geben, wenn sich Jemand näherte. Und eilig kletterte er in fieberhafter Behendigkeit den Baum hinauf. Die Mühle klapperte immer noch, so daß er sich vor dem Geräusch der Zweige nicht zu scheuen brauchte. Er stieg beherzt bis auf den Gipfel. Dann faßte er einen ganzen Bündel der obersten Zweige zusammen und schlenkerte sich hinüber an den ganz nahen Giebel.

Er horchte eine Weile. Nachdem er sich eine Zeilang an das Geklapper der Mühle gewöhnt hatte, vernahm er eine Stimme darinnen. Er glaubte anfangs, daß mehrere Personen sich auf dem Speicher befänden. Endlich vernahm er deutlich nur die Stimme seines Vaters, der betete.

„Ach, welch eine Lage! Der Vater betete drinnen, der Sohn draußen.“

Als es im Hause still geworden war, fing Gottfried an leise zu rufen: „Vater!“

Keine Antwort. Immer lauter rief er: „Vater!“ Der Vater wird doch nicht eingeschlafen sein? sagte sich der Sohn. Nein, er schlief nicht. Er dachte an die Seimgen und glaubte manchmal, wenn es ihm nicht unmöglich gedünkt hätte, die Stimme seines ältesten Kindes zu vernehmen.

Da rief Gottfried wieder. Deutlich hatte der Vater sich rufen gehört. Und jetzt noch einmal. Da stand der Pfarrer auf, um zu horchen, woher der Ruf käme. Bestimmt kommt derselbe von der Giebelseite draußen, sagte er sich.

Er trat an die Wand, horchte zu einer der Oeffnung hinaus, in denen die Gerüststangen staken, als die Fächer des Giebels mit Strohleimen zugemacht wurden.

Und wieder rief es: „Vater!“

Jetzt war er überzeugt, daß es Gottfried wäre. Er konnte zwar nicht begreifen, wie er so hoch hinauf gekommen wäre.

„Bist du es, Gottfried?“ rief er hinaus.

„Ja, Vater,“ rief es draußen.

Der Vater legte sich hierauf auf den Boden, um bequem mit seinem Kinde durch die Oeffnung reden zu können. Gottfried erklärte hierauf seinem Vater, wie er zu ihm herangekommen, und bat ihn, auf gleiche Weise herabzusteigen, nachdem er ein Fach des Giebels aufgebrochen.

Das letztere war die schwerste Aufgabe nicht, da die Fächer mit Leimen ausgefüllt waren. Schnell machte sich der erfreute Mann ans Werk, das insofern nützlich war, als er kein Instrument besaß, um den mit Stroh vermengten Leimen wegzubrädeln.

Hier hieß es aber: Geduld überwindet alles. Zudem hatte Kirchner durch die schon vorhandene Oeff-

nung einen Anfang zum Aufbrechen des Faches. Endlich war dasselbe ganz vom Lehm entblößt. Der Pfarrer wand nun vorsichtig das Riegelholz aus den Kerben. Eines der oberen Riegelhölzer ließ er stecken. Um dieses wand er, sie sorgfältig drehend, die obersten Spitzen des Weidenbaums. Nachdem er dieselben recht an das Riegelholz befestigt hatte, ließ sich Gottfried den Baum hinab. Der Pfarrer aber glitt vorsichtig an den so befestigten Weiden nach und kam so schnell unten an. Welch eine Freude für die Weiden! Aber sie nahmen sich keine Zeit, dieselbe zum Ausbruch kommen zu lassen, sondern eilten schnell dem Gebirge zu.

An dem Orte, wo der Wörther Bürger und sein Sohn auf Gottfried warteten, war Niemand mehr vorhanden. Schon lange hatten sie geharrt und waren davon geübt, weil sie an Gottfrieds Wiederkunft zweifelten. Erst draußen an dem bewußten Platz im Walde fielen sich die beiden um den Hals und weinten vor Freude.

„Du liebes Kind, Gott segne dich für das, was du an deinem Vater gethan hast,“ sagte der Pfarrer in freudiger Nahrung zu seinem Sohne.

Jetzt machten sie sich in aller Eile fort nach Wörth. Unterwegs sagte Gottfried, ein großes Stück Brot aus der Tasche ziehend und seinem Vater reichend:

„Vater, hier ist etwas, den Hunger zu stillen.“ Gottfried wollte schlechterdings nicht mit dem Vater theilen, bis der letztere erklärte, er wolle lieber nichts genießen, wenn Gottfried nicht mit ihm esse.

So theilten sie sich denn in das Stück trockenen Brotes, das ihnen köstlicher dünkte als alle Vetterbissen der Welt, und kamen dann tief in der Nacht in Wörth an.

Die Mutter lebte unterdessen mit ihren Kindern in Todesängsten. Der Mann war fort, der älteste Sohn war dahin. Wo hinfort ihre Zuflucht nehmen?!

Doch fand die Gattin des Pfarrers nach den ersten Ausbrüchen des Schmerzes ihr altes Gottvertrauen wieder. Sie dachte daran, daß sie ihrem Säugling und den beiden andern Kindern Mutterpflicht schuldig wäre, rief die zwei ältern Kinder zu sich und umfaßte sie mit dem Kleinsten, das sie auf dem Schooße hatte, mit inniger Zärtlichkeit; rief den Vater der Weisen und den Richter der Witwen inbrünstig an, ihr Kraft zu geben, alles, was auch über sie kommen möge, zu ertragen.

Da wurde ihr leicht um das Herz. Sie fühlte ein Gottvertrauen, das alle ihre Kräfte zurückbrachte. Da gab sie ihren Kindern zu essen, legte sie hierauf schlafen und setzte sich dann getrost nieder zur Dellampe, um in der heiligen Schrift Licht und Frieden zu suchen. Das Auge füllte sich wohl öfters mit Thränen. Aber es waren keine Thränen des Unglaubens, sondern der heißen Sehnsucht nach den verschwundenen Lieben. Und wenn ein Gedanke ihren Seelenfrieden trübte, so war es der Vorwurf, den sie sich machte, ihren Sohn Gottfried gehen gelassen zu haben.

Doch sagte sie sich darauf immer: Wäre ich nicht selber nach meinem theuren Manne gegangen, wenn diese meine armen Kinder mich nicht zurückgehalten hätten?

Indem sich die Pfarrfrau so beschäftigte, klopfte es unten am Thore. Schnell lief sie, zu öffnen. Es ist unmöglich die Freude zu schildern, welche die gute Frau empfand, als sie die Thüren so unerwartet und so glücklich wieder kommen sah.

Nun war das Gottvertrauen aller so schön und herrlich gerechtfertigt. Wie innig umarmte aber die Mutter ihren muthigen Sohn, als sie von ihrem Manne die Erzählung seiner Befreiung vernahm!

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt von N. B. N. S.)

Was soll lutherische Eltern abhalten, ihre Kinder in die confessionlosen Schulen oder in Sektenschulen zu schicken?

Nach dem, was wir unter den vorhergehenden Fragen gehört haben, mag wohl diese Frage von vornherein ungefähr wie folgt beantwortet werden: Lutherische Eltern sollten nicht nur dem Namen nach, sondern in der That lutherische, d. i. christliche und christlich erleuchtete Eltern sein. Sie haben ja, wie Timotheus, wohl schon von Kind auf die heilige Schrift studirt, den lutherischen Katechismus, diese gründliche Kinderbibel, haben sie gelernt. Sie sind solche, welche, als sie das Wort göttlicher Predigt von ihren Lehrern empfangen, dasselbe aufgenommen haben, nicht als Menschenwort, sondern (wie es denn wahrhaftig ist) als Gottes Wort (1. Thess. 2, 13.). Wie Timotheus (2. Tim. 3, 14.) wissen sie, von wem sie gelernt haben, und wollen als treue Gotteskinder nach Gottes Befehl für ihre Kinder, Kindeskinde u. s. w. das bewahren, was ihnen aus Gottes großer Gnade verkündet worden ist. Wie könnten sie also ihre Kinder solchen Schulen übergeben, welche entweder religionslos sind und folglich keine christliche Erziehung leisten können, oder welche eine Art Religionslehre haben, aber eine mit Irrtum behaftete, also auch Irrtum in ihren Unterricht bringen? Ja, wie könnten sie überhaupt ihre Kinder in irgend eine andere Schule schicken als in die lutherische, so lange gerade in dieser Gottes Wort die Hauptsache ist, und so lange ihre Kinder in den Hauptartikeln dieses Wortes noch nicht befestigt oder confirmirt worden sind?

Soweit eine vorläufige Antwort. Es giebt aber bei dieser Sache Mehreres zu bedenken, welches wahrlich lutherische Eltern abhalten soll, ihre Kinder in Schulen zu schicken, die nicht zu den ihrigen gehören.

Alle Schulen, welche irgendwie pädagogisch ziehen, haben die Macht, ihre Schüler entweder aufzuziehen oder herabzuziehen, entweder zu erziehen oder zu verziehen. Von solchen Schulen giebt es immer nur zweierlei: christliche und unchristliche. Das Wort Jesu, Matth. 12, 30.: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“ gilt auch den Schulen. Schulen, deren Grundsatz ist, Jahr aus, Jahr ein nur für dieses Leben zu arbeiten, mögen sie um derjenigen Willen, welche keine Christen sein wollen, auch nothwendig sein und sogar eine Art Moral, eine Art Schilff hervorbringen, sind immerhin ihrem Princip nach unchristliche Schulen. Schulen, worin nach eigenem, menschlichem Gutdünken dies oder jenes aus der Schrift als Nebensache gelesen wird, sind auch eben so wenig christliche Schulen, wie durch das Lesen dies oder jenes in weltlichen Büchern unsere lutherischen Schulen unchristlich sein sollten. Ferner: Schulen, worin Gebete gethan werden zu einem Gotte, einem „Baumeister und Regierer aller Welten“, der aber nicht ist der Vater dessen, der da, Joh. 14, 6., sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater denn durch mich“, oder Schulen, worin vielleicht die Schrift nach eigenen Meinungen, nach eigenen Gedanken oder vernunftgemäß so gedreht wird, daß nicht mehr die Schrift herauskommt, sondern Irrtum und Lügen — sind auch nicht unter

christliche Schulen zu rechnen. „Es muß verderben Alles“, sagt Luther, „was nicht Gottes Wort ohne Unterlaß treibet.“ „Wo die heilige Schrift nicht regiert, da rathe ich für wahr Niemand, daß er sein Kind hintue.“

In der obigen Frage werden zwei Klassen Schulen genannt, in welche wir Lutheraner unsere Kinder nicht schicken sollen: religionslose Schulen und Sektenschulen. Wollen wir zuerst von letzteren ein wenig reden.

Wie Sekten solche Gemeinschaften sind, welche, einmal von Gottes Wort abgewichen, in falscher Lehre verharren, so sind Sektenschulen Schulen, worin falsche Lehre gelehrt wird.

Wie ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuern kann (Gal. 5, 9.), so kann auch nur ein wenig von falscher Lehre den rechten einsältigen Christenglauben verderben, am allerleichtesten in den zarten Kinderherzen. Und wenn dies nur „ein wenig“ von falscher Lehre thun kann, wie viel mehr denn viel falsche Lehre. Der Herr sagt selbst zu seinen Jüngern (Matth. 16, 6.): „Sehet zu und hüte euch vor dem Sauerteig (B. 12: vor der Lehre) der Pharisäer und Sadducäer“, und Matth. 7, 15.: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten.“ Haben doch die falschen Propheten und damit auch die falschen Schulen einen andern Geist als die rechten oder rechtgläubigen.

Es ist hier nicht zu übersehen, daß selbst in den weltlichen Staatsschulen besondere Sekten ihr Wesen haben, obgleich solches ja dort grundsätzlich verboten ist. Noch immer treiben z. B. die puritanisch gerichteten Amerikaner, wo sie die Macht haben, oder wo sie sich ohne besondern Verdacht von Seiten Anderer solche Macht nehmen können, ihr Werk in höheren und niederen Schulen des Staates durch Lehrer, womit sie diese Schulen besetzen, durch Bücher, welche sie in dieselben einführen, u. s. w. Dieses thun sie, weil sie wohl wissen, daß, wer die leitende Hand hat in den Schulen eines Staates, der hat die große Macht im Staate.

Ob nun aber diese Sektenschulen ein ganz deutliches Schild aushängen, so daß man gleich erfahren kann, was sie sind, oder ob sie ein sogenanntes confessionloses oder gar kein Schild aushängen, sie sind alle gleich zu meiden; denn das haben sie doch gemein, daß sie alle in diesem und jenem Stück anders lehren, denn das Wort Gottes lehrt, und somit Gottes Namen entheiligen. Statt unsere Kinder solchem Uebel auszusetzen, wollen wir sie lieber dagegen mit Luther aus dem Katechismus beten lehren: „Behüte uns davor, lieber himmlischer Vater.“

Wenn in obiger Frage „religionslose Schulen“ als eine eigene Klasse aufgeführt werden, soll damit nicht gesagt sein, daß solche Schulen, welche sich dieser Eigenschaft rühmen oder diesen Namen tragen, wirklich nur religionslos sind. Wenn wir den Ausdruck „Religion“ als gleichbedeutend mit der wahren christlichen Religion nehmen, was wir ja oft thun, so sind in dem Sinne freilich alle nichtchristlichen oder unchristlichen Schulen religionslos. Aber dabei bleibt es nicht. Eine Schule, die nicht die christliche Religion hat, mag sie sonst beschaffen sein, wie sie will, wird als Kinderschule, in der Kinder erzogen werden sollen, eine religionsfeindliche Schule werden.

Daß unsere Staatsschulen grundsätzlich nicht die christliche Religion haben können, ist klar. Denn nur in solchen Schulen kann wahre christliche Reli-

gion sein, wo Christi Wort gelehrt wird. Schon die gesetzliche Bestimmung, daß diese Schulen common, d. h. allgemein, sein sollen, schließt in einem religionslosen Staat die christliche Religion aus, welche weit davon ist, etwas Allgemeines an sich zu haben oder allgemein sein zu können. Es darf in diesen Schulen grundsätzlich nichts gelehrt werden, was z. B. Pilatus und Herodes hindern sollte, Freunde zu werden, nichts, worüber z. B. Pharisäer und Sadducäer streitig sein oder werden sollten, nichts, das so zu sagen den Griechen oder den Juden, den Freidenkern oder den Universalisten anstößig ist. Aber eben damit darf auch der Name des Sünderheilands als solcher nicht einmal genannt werden, und der Kern und Stern der wahren christlichen Religion, daß durch den Glauben an den Sünderheiland Jesum Christum der Mensch aus bloßer Gnade, ohne des Gesetzes Werke, gerecht und selig werde, wird somit grundsätzlich ganz aus diesen Schulen verbannt. Was für Religion können sie also haben?

Ferner sind ja diese Schulen was sie sind, und sollen es auch bleiben. Sie sind ja nur eine weltliche Staatssache und nicht eine christliche Kirchensache; sie haben nicht die Aufgabe, über dieses Leben hinanzugehen, sondern sie sind vom Scheitern bis zur Sohle diesem Leben ganz und gar gewidmet. Ihre Aufgabe ist nicht, Christenkinde zu erziehen, sondern Kinder nur als Weltkinde zu unterrichten; sie sollen ihren Schülern nur weltliche Kenntnisse und, so weit möglich, äußerlichen Anstand beibringen; mit Zuwendigen aber, mit dem Herzen, womit eben die wahre Religion ihr Werk anfängt, dürfen und können sie sich gar nicht befassen. Was für eine Religion können sie also haben? Gar keine. Eine gewisse heidnische Moral, nach der man das Stehlen als ein Unrecht und das Saufen als ein Laster erkennt und Lügen als verwerflich hinstellt, ist ja wohl noch da; aber des Heilandes Befehl: „Reinige zuerst das Inwendige, auf daß auch das Auswendige rein werde (Matth. 23, 26.)“, wird auf den Kopf gestellt, und erst das: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit“, kann und darf da nicht zur Geltung kommen.

(Schluß folgt.)

(Eingefandt von P. A. F. Gräbener.)

Die schreienden Steine.

Luc. 19, 40.

Unter den drei Ländern, in welchen sich die Entwicklungsgeschichte des israelitischen Volkes abspielte, Palästina, Egypten, Mesopotamien, wird in der letzten Zeit wohl keines öfters in unseren politischen Zeitungen erwähnt als Egypten. Die mißlungene Empörung Arabi Paschas, das fürchterliche Wüthen der Cholera an der Mündung des Nil, der Krieg Englands gegen die Empörer, und nunmehr der grauenhafte Zustand des falschen Propheten El Mahdi haben die Theilnahme jedes Zeitunglesers (und wer ist das nicht in unserer Zeit?) für das unglückliche Land wachgerufen. Unglücklich allerdings ist das Land der Pharaonen, jener schmale Landstrich zwischen der großen Wüste Sahara und dem rothen Meere, ausgefaugt durch Kriege, schrecklich verheert durch Anstände und Sencken, staatlich bankrott und social verarmt und, was das schlimmste ist, Land und Leute stehen, wenigstens dem Namen nach, unter dem Banner des türkischen

Halbmondes, und die Einwohner bekennen sich zu den grünlischen Irrlehren des Lügenpropheten Mithamed. Und doch blühte dort den Ufern des Nils entlang schon damals, als der Erzwater Abraham mit seinen Viehherden von Ur in Chaldäa nach dem jüdischen Lande zog und im Hain Mamre seinen Sitz aufschlug, eine Kultur, wie sie wohl eben in keinem Lande der Erde mehr zu treffen war. In den prächtigen Königstädten Memphis, Theben und dem „Hundertthorigen“ Theben prangten herrliche Paläste und kunstvoll gebaute und geschmückte Götzentempel mit himmelanstrebenden Säulen und festen Granitmauern; meilenweit führte eine Straße, auf beiden Seiten mit seltsamen Steinfiguren, halb Mensch, halb Thier, besetzt, nach der berühmten Todtenstadt, wo die alten Ägypter ihre einbalsamirten Todten beisetzen. Ein mächtiges Königsgeschlecht herrschte über das Land, und die Pharaonen suchten sich gegenseitig darin zu übertreffen, daß sie sich noch bei Lebzeiten in den ungeheuren Pyramiden, den tausendjährigen Steincolossen, Grabdenkmäler setzten, die jetzt der staunenden Menschheit Zeugnis ablegen von der wunderbaren Geschicklichkeit jener Heiden an den Nilusfern. Mit Diamanten besetzte Sägen wurden gebraucht, um ungeheure Granitblöcke, welche aus längst verschollenen Steinbrüchen fern von Aethiopien und Aethyrien mit unsäglichen Schwierigkeiten bei den einfachen, urwüchsigen Transportmitteln herbeigeschleppt wurden, zu bearbeiten; Bohrer und Meißel, die an den Spitzen mit Diamanten besetzt waren, gruben in die Steine Buchstabenzeichen, deren Entzifferung lange ein Räthsel war und erst am Ende des letzten Jahrhunderts glückte; ja, die alten Künstler brachten es in ihrer Fertigkeit so weit, daß sie aus den härtesten Steinarten Blumenvasen herstellten, deren Seiten so dünn wie ein Kartenblatt sind. Und diese hohe Blüthe des ägyptischen Landes fiel gerade in die Zeit, als Joseph am Hofe des Pharao auf so wunderbare Weise zu hohen Ehren und Würden kam, als das Volk Israel im Lande Gosen in ägyptischer Knechtschaft schwer seufzte und von harten, unmenschlichen Frohnwächtern dazu angehalten wurde, mitzuhelfen beim Aufbau der Pyramiden und Obeliskten; als Moses von der fremdlichen Tochter des Pharao aus dem Wasser gezogen und als ihr eigen Kind in allen Wissenschaften der Ägypter unterrichtet wurde; als Moses und Aaron auf Gottes Befehl ihre Wunder vor dem Thron des Pharao zeigten, und das Volk trockenen Fußes durchs rothe Meer führten. Wenn drängt sich hierbei nicht die Frage auf: „Sollten bei einer so hohen Blüthe des ägyptischen Volkes nicht schriftliche Ueberreste vorhanden sein, Denkmäler, welche in ihrer Art die Erzählung der heiligen Schrift im 1. und 2. Buch Moses von Joseph und Moses, deren Schauplatz ja daselbe Ägypten war, bestätigen und uns näheren Aufschluß geben über das Verhältnis, in dem damals die Juden zu den Ägyptern standen?“ Schon oft wurde ja Josephs und Moses Geschichte von ungläubiger Seite aus angezweifelt und für ein Märchen gehalten, hauptsächlich erstere für eine Volkssage, zu dem Zweck gemacht, um die Herrschaft eines semitischen Volkes, der Hyksos, welche lange Zeit in Ägypten regierten und von denen wir Kunde durch die alten griechischen Schriftsteller, hauptsächlich den Geschichtschreiber der Griechen, Herodot, haben, zu erklären. Wie herrlich wäre es nun, wenn auch hier sich unter den tausende von Jahren in Schutt und Asche vergabene Ueberbleibsel ägyptischer

Kunst Beweise finden würden für die erschütternde Wahrheit des göttlichen Wortes; wenn auch hier nach den Worten des Propheten Habakuk die Steine und Mauern schreien und zu todten Zeugen der großen Majestät des allmächtigen Gottes würden! Für den Christen bedarf es zwar keiner solchen Zeugnisse; er glaubt felsenfest an die Wahrheit des göttlichen Wortes und läßt sich in diesem seinem Glauben weder durch die immer zweifelhaften Ergebnisse der Geschichtsforschung, noch durch irgend welche Einwände der menschlichen Vernunft erschüttern. Immerhin darf es auch den Christen mit Freude erfüllen, wenn er erfährt, daß die Ergebnisse der Altertumswissenschaft in Bezug auf Ägypten, wie es ja auch nicht anders sein konnte, die heilige Schrift, so weit sie von ägyptischen Verhältnissen uns berichtet, in allen ihren Einzelheiten bestätigt haben und ihre Wahrheit bezeugen. Fast jeder neue Fund, der bei den Ausgrabungen von Luxor oder unter den Tempelruinen von Abu Simbel gemacht sind, entrollt vor unseren Augen ein genaues Bild altägyptischer Verhältnisse, so daß wir jetzt vom Thun und Treiben jenes Volkes vor 3000 Jahren mehr wissen, als z. B. vom russischen Leben vor 300 Jahren. —

Die Ägyptologie als Wissenschaft ist verhältnismäßig ganz neuen Ursprunges. Lange Jahre hindurch schaute man verwundert die seltsamen, auf die Obeliskten und in die Tempelwände gemeißelten, oder auf Papyrosrollen, welche, aus dem feinen Bast einer Nilpflanze hergestellt, unserem jetzigen Papier nur den Namen, nicht aber die Stärke und Unverwundlichkeit gaben, geschriebene Bilderschrift an, ohne den Schlüssel zu ihrer Entzifferung finden zu können. Nur soviel wußte man, daß diese bunten Gebilde von heidnischen Priestern, welche allein die Schreibkunst ausübten, eingegraben (daher auch Hieroglyphen, d. h. heilige Schriftzeichen, genannt), Aufschluß geben würden über die Sitten und Geschichte des alten Kulturvolkes, das nach dem unerforschlichen Willen Gottes eine so bedeutende Rolle in der Geschichte des Reiches Gottes spielen sollte, falls es gelänge, dieselben zu entziffern. Da fand man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als der nachmalige Kaiser Napoleon I. seinen Feldzug nach Ägypten unternahm, der dies Land zum ersten Male seit der Römer Zeiten mit dem gebildeten Europa in nähere Berührung brachte, einen Stein, der Hieroglypheninschrift und die gegenüberstehende griechische Uebersetzung enthielt. Nun hatte man einen Anhaltspunkt, und darauf fußend fanden Sprachgelehrte mit Zuhilfenahme der stammverwandten koptischen Sprache bald die Bedeutung jedes einzelnen Wortes dieses Steines. Zwar war die wissenschaftliche Ausbeute nur gering; der Stein enthielt ein Edict aus der Ptolomäerzeit, aus der Periode jener Könige, welche so oft in den Büchern der Makkabäer erwähnt werden. Andere Funde führten immer tiefer in die Kenntnis der Hieroglyphen hinein, sodas man nunmehr ohne große Schwierigkeiten jede in dieser Sprache abgefaßte Inschrift lesen kann. Erstaunlich waren die Entdeckungen, die man nun machte. Die todten Steine gaben genauen Aufschluß über die Stellung, die Potiphar am Hofe des Pharao einnahm; die Papyrosrollen, welche man in den Feigenholzjürgen fand, worin die Ägypter ihre einbalsamirten Todten, Mumien, begruben, erzählen uns von den Pflichten, welche dem Hofbäcker und Mundschent oblagen, von der Einrichtung des Gefängnisses und anderen Nebenumständen, die uns aus dem 1. Buch Moses, Kap. 39—41, bekannt sind. Zwar ist es bisher noch nicht möglich gewesen, den Namen des Pharao (denn Pharao ist ein Beinamen jedes ägyptischen Königs und heißt Sohn der Sonne), unter dem Joseph eine so hohe Stelle bekleidete, mit Sicherheit zu finden. Doch ist es nicht unmöglich, daß die jetzigen Ausgrabungen, welche man im Lande Gosen anstellen läßt, auch hierüber mehr Licht verbreiten werden. Dagegen will man in der Pharaonentochter Thermutis, der Tochter des Königs Sesostris und nach ägyptischem Brauche Gemahlin ihres eigenen Bruders Ramses II., des Großen, die Nettein des Moses gefunden haben, welche den israelitischen Knaben aus dem Nil zog und erziehen ließ. Die einbalsamirte Leiche des Königs Ramses, unter dessen Regierung Ägypten auf dem Höhepunkt seiner Blüthe stand, ward erst vor wenigen Jahren durch einen italienischen Gelehrten aufgefunden und nach Kairo, der Hauptstadt Ägyptens, gebracht. Als zu Anfang des letzten Jahres der preussische Prinz Friedrich Karl auf seiner Orientreise auch Ägypten besuchte, wurde ihm im Bulak-Museum zu Kairo auch die Leiche des Königs Pinotem II., des Zeitgenossen und Schwiegervaters (1. Kön. 11, 1.) des weisen Königs Salomo gezeigt. So zeigen uns die Ergebnisse der neuen Forschungen auf dem Gebiete der Ägyptologie Bilder, die kaum wunderbarer sich ausnehmen als Märchen. Alles, was deutscher und ausländischer Forscherfleiß bisher herausgefunden, alle die vielen Inschriften, die man bisher entziffert hat, ja auch die nunmehr erstorbenen Augen des Königs Pinotem und die eingefallenen, gelben Lippen des großen Ramses, sie reden für den, der es verstehen will, laut und deutlich genug, daß das Wort Gottes ewig wahr dasteht und daß, wenn Menschen seine Glaubwürdigkeit aufsehnten, die Steine und Mauern schreien müssen. Ja, diese todten Steine sind ein gar gewaltiges Werkzeug in der Hand des ewigen Weltenlenkers, deren er sich bedient, um die vorlauten, unwissenden Spötter und Rästerer seines Wortes zu Schanden zu machen.

[Eingesandt von P. N. Nieper.]

Nachrichten aus dem Gebiet der inneren Mission, der Reisepredigt.

(Schluß.)

Escanaba ist die zweitgrößte Stadt auf der Halbinsel Michigans. Sie zählt etwa 5000 Einwohner und ist der Hauptversorgungsplatz des von Norden und Süden kommenden Eisenerzes. Von der Chicago und Northwestern Eisenbahn sind dort großartige Docks errichtet, von welchen das per Bahn kommende Erz direkt in Schiffe zum weiteren Versand nach näheren und entfernteren Plätzen verladen wird. Die Stadt hat mehrere prächtige Gebäude, vor allem eine breite und zum Theil schön angebaute Hauptstraße aufzuweisen. — Den Sonnabend benutzte ich, um unter Führung des Reisepredigers die in Escanaba wohnenden lutherischen Familien aufzusuchen und mich mit ihnen bekannt zu machen. Die meisten von diesen haben früher schon andern unserer Gemeinden an anderen Orten gliedlich zugehört. Zum Gottesdienst steht ihnen die schwedisch-lutherische Kirche des Sonntags am Nachmittag zur Verfügung, da sie zu derselben \$300 beigetragen haben. Diese Einrichtung wird freilich nicht auf längere Zeit fortbestehen können. Sobald vielmehr die Organisation stattgefunden haben wird — und dies dürfte in der nächsten Zeit geschehen —, wird man auch an die Errichtung einer eigenen Kirche gehen müssen, damit der Gottesdienst Vormittags stattfinden kann.

Am Sonntag Morgen machten wir uns nach dem sieben Meilen südlich von Escanaba gelegenen Ford

River auf den Weg. Mit diesem Ort hat es eine ähnliche Verwandtschaft wie mit Hermannsville. Es ist ein Plätzchen von etwa 200 Einwohnern und gehört der sogenannten Ford River Lumber Company. Alle hier wohnenden Leute arbeiten ausschließlich in den hier befindlichen großartigen Sägemühlen. Unter ihnen befinden sich etwa 12 deutsch-lutherische Familien, welche fast alle erst seit einigen Jahren aus dem alten Vaterlande eingewandert sind. Die Company hat in einem kleinen Fichtenwalde ein Schulhaus bauen lassen, damit die Kinder der in ihrem Dienste stehenden Arbeiter Schulunterricht genießen können, und in diesem Schulhause fand denn um 9 Uhr früh unser Gottesdienst statt. 25 Personen hatten sich zu demselben eingefunden, welche alle mit großer Aufmerksamkeit der Predigt des Wortes Gottes zuhörten. Mitten in der Predigt trat noch ein weiterer Zuhörer ein, nämlich ein Indianer, der sich ruhig hinsetzte, aber leider nichts von der Predigt verstand.

Ford River berechtigt zu den besten Hoffnungen. Die Leute nahmen meine Ermahnungen und Ermunterungen, welche ich nach beendeter Gottesdienste noch besonders an sie richtete, willig und mit Freuden an und werden ihnen gemäß auch, wie ich zuversichtlich hoffe, handeln. Bald wird denn auch dort eine kleine Gemeinde bestehen, die, wenn auch nur langsam, doch stetig wachsen dürfte. Zwar ist das Land um Ford River nicht besonders für Farmereien geeignet, da es meistens Sand- oder doch leichter Boden ist; aber doch werden auch dort mit der Zeit sich Farmer ansiedeln, wenn erst der Holzvertrieb aufgehört haben wird, die ergiebigste Einnahmequelle zu bilden. Schon jetzt sind die ersten Anfänge zu festen Niederlassungen auf dem Lande vorhanden.

Gegen Mittag traten wir die Rückfahrt nach Escanaba an, um dort zu bestimmter Zeit — 2 Uhr Nachmittags — den Gottesdienst, und eine halbe Stunde früher die Christenlehre mit der Jugend eröffnen zu können. Letztere wurde von P. Mohrhard mit 21 Kindern in trefflicher Weise gehalten. Am Schluß derselben begann der Gottesdienst, zu dem sich etwa 20 erwachsene Personen, leider weniger wie sonst, eingefunden hatten. Da Escanaba der Wohnsitz unseres Reisepredigers ist, wird dort, wenn nicht besondere Umstände dies unmöglich machen, regelmäßig alle 14 Tage Gottesdienst gehalten. Und es dürfte hier auch deswegen um so eher zur Gestaltung eines festen Kirchenwesens kommen, weil einige der sich zu unsern Gottesdiensten Haltenden weit mehr bemittelt sind, als an anderen Plätzen. Gehen meine Erwartungen in Erfüllung, so werden in nicht zu ferner Zeit Escanaba, Ford River, Indian Town mit den auf der andern Seite der Bai gelegenen Plätzen Manestique und Fayette zu einer Parochie zusammen geschlossen werden müssen.

Umstände veranlaßten mich nun, meine Besuchsreise abzubrechen, obwohl ich noch gerne das schon erwähnte Manestique und Fayette besucht hätte. Gleich nach Beendigung des Gottesdienstes mußte ich mich daher nach dem Eisenbahnhofe begeben, um mit dem um 4 Uhr abgehenden Zuge die Rückreise anzutreten.

Es erübrigt nur noch, über drei Stationen Einiges zu berichten, nämlich über Indian Town, Fayette und Manestique.

Indian Town ist etwa 16 Meilen südlich von Escanaba gelegen. Dies bildet mit dem 3 Meilen entfernten Wilson zusammen eine Predigtstation. An beiden Plätzen zusammen sind bis jetzt 10 deutsch-lutherische Familien, welche von unserm Reiseprediger mit Wort und Sacrament bedient werden und die sich, wie

letzterer mir berichtete, im Ganzen treulich zu den Gottesdiensten einfinden. Ausnahmslos sind sie Farmer. Es ist ein recht versprechendes Feld. Der Fortgang ist weit versprechender wie der Anfang. Nicht gar freundlich wurde unser Reiseprediger in Indian Town empfangen, als er dort zum ersten Male seinen Besuch machte. Man wies ihm nämlich gleichsam die Thür, aber er ging nicht; sodann gab es eben nicht freundliche Auseinandersetzungen, aus denen aber bald ein freundliches Gespräch wurde, welches mit Abhaltung eines Gottesdienstes endete. Darauf kam dann eine herzliche Einladung, recht bald wieder zu kommen, und jetzt arbeitet dort unser Reiseprediger mit Liebe und Freudigkeit. Dies lehrt, daß es mitunter recht wohl gethan ist, sich nicht zu schnell abweisen zu lassen und den Staub von seinen Füßen zu schütteln.

In Fayette sind etwa 15 deutsch-lutherische Familien wohnhaft, die sich gleichfalls fleißig zur Predigt des göttlichen Wortes einzufinden pflegen. Der Gottesdienst wird im Hause eines Farmers abgehalten und durchschnittlich von etwa 20 Personen besucht. Die Meisten unter ihnen sind Farmer. Schon hat man dort mit dem Bau einer Kirche insoweit den Anfang gemacht, als Holzblöcke nach der Sägemühle gefahren worden sind, die so bald als thunlich zu Brettern u. s. w. geschnitten werden sollen, um dann an die Errichtung des Gebäudes selbst gehen zu können. In dieser Hinsicht wäre also Fayette allen andern Plätzen voraus. Auch hat die Gemeinde gute Aussicht auf Zuwachs.

Manestique endlich ist ein Städtchen von etwa 600 Einwohnern, in dem sich drei große Sägemühlen befinden. Die ganze Umgegend besteht aus Sandboden, der zum Ackerbau nicht geeignet ist. Die dort wohnenden Leute leben somit nur vom Verdienst in den Sägemühlen. Unter ihnen befinden sich 12—15 deutsch-lutherische Familien, sowie eine Anzahl jüngerer, unverheirateter Leute. Die Gottesdienste sind bisher fleißig und zahlreich besucht worden. Da aber der Verhältnisse wegen ein steter Zu- und Wegzug stattfindet, wird ein fester Zusammenschluß der jetzt dort Befindlichen noch nicht geschehen können. Manestique wird also bis auf Weiteres eine Predigtstation bleiben müssen.

Damit hätte ich denn den Lesern des „Gemeinde-Blattes“ das Gebiet unseres Reisepredigers beschrieben, eingehender, als ich es anfänglich beabsichtigte. Ich hoffe, daß alle Freunde der inneren Mission — und dies sind ja alle Christen — diese Nachrichten nicht nur gerne gelesen haben, sondern durch dieselben auch zu fleißiger Fürbitte und Opferwilligkeit ermuntert worden sind. Beide sind zum gesegneten Fortgang dieses Werkes unerläßlich. Deswegen lautet die zweite Bitte im heiligen Vater unser: „Dein Reich komme“, ermahnt uns der Apostel: „Betet ohne Unterlaß“, ruft er uns zu: „Thut Gutes an Jedermann, allerneist aber an des Glaubens Genossen.“ Dringend nöthig wäre es, sogleich noch einen zweiten Reiseprediger ins Feld zu stellen, damit andere, theils schon aufgesuchte, theils noch aufsuchende Plätze gleichfalls mit reinem Wort und Sacrament versorgt werden könnten. Geschieht dies nicht, so werden Falschgläubige, Secten und Schwärmer uns zuvorkommen. Möge uns der Herr zu unserm Werke recht willig und geschickt machen!

Ueber andere Gebiete der inneren Mission, in denen wir arbeiten, werden seiner Zeit gleichfalls Nachrichten gegeben werden.

Erklärung.

Als der Streit über die Gnadenwahl ausbrach, hatte ich gerade, durch das Jubiläum über die Vollendung der Concordienformel veranlaßt, die Geschichte der kryptocalvinistischen Streitigkeiten studirt, so eingehend, als mir die Quellen zum Studium zu Gebote standen. Ich habe mich mit Ekel von denen abgewendet, die damals an der Spitze dieser unheilswahngewenen Bewegung standen. Ungefunde Richtungen wiederholen sich aber, das war mir wohlbekannt. Wie nahe lag es mir nun, dem zu Anfang des Gnadenwahlstreites so laut erhobenen Geschrei „Calvinismus, Kryptocalvinismus“ Raum über mich zu lassen und in Sorge zu gerathen, am Ende unter gutem Scheine ein Diener calvinistischen Bestrebens zu werden. Ich wurde einseitig und ließ mich vor dem einen Theile warnen, während ich dem anderen Theil nicht auf den Grund schaute. Diese Sünde hat mir schon viel zu schaffen gemacht, denn ich ließ mich dadurch bewegen, harte und ungerechte Urtheile zu fällen. Es kamen aber durch Gottes Zulassung Zeiten schwerer Demüthigungen über mich. Da, in meiner Trübsal, gereichte mir gerade die Gewißheit meiner gnädigen, ewigen Erwählung in Christo zum allerhöchsten Trost. Ich las nun auch die Schriften wieder durch, welche den Streit über die Gnadenwahl veranlaßt hatten. Es fiel mir eine Schuppe nach der anderen von den Augen, und ich erkannte, daß ich ja dem Wesen nach mit denen ganz in der Lehre eins sei, welche die Seligmachung des Sünders in allen Punkten nur der alles vermögenden göttlichen Gnade zuschreiben. Der Gewinn dieses Lehrstreites ist ein großer. Nicht oft ist wie in diesen Tagen von den in der Synodalconferenz vereinigten Lutheranern Amerikas das Wort Gottes in seiner alleinigen Geltung und seiner alles entscheidenden Autorität hingestellt und in Wirklichkeit auch respectirt und so frisch und unmittelbar aus dem Brunnen des Wortes geschöpft worden. Wie konnte ich nun den entgegenstehenden, die Gott auf ihren Wegen so gesegnet hat? Wie konnte ich wider die arbeiten, die mir so aus dem Herzen reden? Wie unbegreiflich erscheint mir nun und wie sündlich, daß ich mich selbst nicht warnte und warnen ließ vor denen, welche sich wohl auf die Schriften einer Reihe von Lehrern unserer Kirche berufen, dabei jedoch der modernen Theologie huldigen. Diese moderne Theologie ist viel gefahrdrohender, als die von Anfang des Streites über die Wahl gefallenen und über das Ziel sich streckenden Aeußerungen, die mich damals mit so großen Bedenken erfüllten. Die dreizehn von der Synodalconferenz über die Wahl angenommenen Punkte haben jenen Aeußerungen alles Bedenkenerregende genommen. Nach dem allen ist es mir unmöglich, die in der Synodalconferenz vereinten Lutheraner für Calvinisten oder Kryptocalvinisten zu halten. Und wie es mir seit Wochen schon schwer auf dem Herzen lag, nicht in der Synodalconferenz geblieben zu sein, so ist es mir nun eine Freude, von ihren Begnern mich loszusagen und in dieselbe, als im Glauben mit ihr einig, wieder einzutreten. Ja, ich bin Gott sei Dank mit den Brüdern in der Synodalconferenz im Glauben einig; ich lehre, wie sie, von der ewigen Wahl Gottes:

1. Das heilige Evangelium ist ein Gnadenbrief Gottes an alle Menschen überhaupt und jeden einzelnen Menschen insonderheit. Joh. 5, 39.; 2. Tim. 3, 16. 17.; 1. Petri 1, 23.—25.; 2. Tim. 1, 9 und 10.
2. Im Evangelio bietet Gott allen Sündern ohne Unterschied Seine rettende Gnade an zur Ver-

gebung der Sünden. Im Evangelio schenkt Gott aus lauter Barmherzigkeit Christus den Sünderheiland denen, die glauben, daß Er sei ihre ewige Gerechtigkeit. Röm. 1, 16.; 2. Thess. 2, 14.; Jesaja 45, 22.—25.; Matth. 11, 28.

3. Das heilige Evangelium zeigt, wie Gott in Christo und allein um Christi willen vor Grundlegung der Welt nach Seinem ewigen Wohlgefallen die erwählte, welche ewig selig werden. Joh. 15, 16.; Eph. 1, 4.—6.; Joh. 13, 18.; Jes. 44, 1. und 2.; Joh. 15, 19.
4. Das heilige Evangelium offenbart die Personen, welche in die Zahl der Auserwählten gehören, also unsehlbar selig werden, nämlich alle diejenigen, welche sich vom Heiligen Geist berufen, erleuchten, rechtfertigen, heiligen, erhalten und vollenden lassen, das ist, zum wahren Glauben an Christum kommen und in solchem Glauben bis an ihr Ende verharren. Joh. 3, 16.; Joh. 10, 27.—29.; Joh. 6, 40. 44.; Joh. 6, 63.; Röm. 8, 2, 9, 14.; Joh. 3, 24.
5. Das heilige Evangelium lehrt also keine unbedingte Wahl, auch keine Willkürwahl. Die Bedingung aller Seligkeit ist Jesus Christus. Der gekreuzigte Heiland ist das Lebensbuch, in das die Auserwählten geschrieben sind, den sieht Gott in der Wahl an, nicht das Verhalten der Menschen. Röm. 8, 29.—34.; Joh. 6, 40.; Ezech. 16, 6; 1. Joh. 4, 9. und 10.; Ephes. 2, 4.—9. „Darum,“ sagt unsere liebe Concordien-Formel im 11. Artikel, „ist es falsch und unrecht, wenn gelehrt wird, daß nicht allein die Barmherzigkeit Gottes und das allerheiligste Verdienst Christi, sondern auch in uns eine Ursache der Wahl sei, um welcher willen Gott uns zum ewigen Leben erwählt habe; denn nicht allein, ehe wir etwas Gutes gethan, sondern auch ehe wir geboren werden, hat er uns in Christo erwählt, ja, ehe der Welt Grund gelegt war.“

Dieser Stelle gegenüber brauche ich nun doch nicht mehr schamroth zu werden, weil sie in der Synodalconferenz ihre volle Geltung hat. Es hat immer etwas Schmerzlichcs, Kreise verlassen zu müssen, wo Glieder sind, die man herzlich lieb hatte. Diese Liebe zu so Manchen in der Ohio-Synode ließ den Entschluß nur mit starkem Zögern zur Reife kommen. Die Enge, in die ich gerieth, entweder zu den verdorbenen Missionariern und Wisconsinern des nordwestlichen Districts der Ohio-Synode, oder zu den echten und rechten zu treten, ließ mich nach meinem ersten Ursprung zurückschauen, um das Ende meines Lebens mit denen zu verbinden, mit welchen die ewige, anbetungswürdige Vorsehung Gottes in Christo mich erst zusammenführte.

Kirchhain, Wis., 19. Sonntag n. Trin. 1884.
Fr. E p p l i n g.

Der alte und der neue Glaube.

Der selige Pastor Harms in Hermannsburg kam einst in einem Eisenbahnwagen mit einem reichen Zündholzfabrikanten zusammen. Letzterer, der Harms nicht kannte, erzählte prahlerisch von seinen Millionen, welche ihm die Zündholzfabrikation eingetragen habe. „Ja, sehen Sie mich nur an,“ rief er aus, „jetzt bin ich ein steinreicher Mann. Ich bins geworden durch meinen unermüdblichen Fleiß, rein durch die Entwicklung der in mir liegenden Kräfte. Verstehen Sie was von der

Zündholzfabrikation, mein Herr?“ — „Nicht viel, mein Herr, ich bin ein Pastor,“ antwortete Harms gelassen. — „Ah, so, schön, schön, ein Pastor, das trifft sich gut. Längst hätte ich gern einmal einen Pastor gesprochen und ihm eine wichtige theologische Frage vorgelegt. Erlauben Sie mir, man redet heutzutage so viel von einem alten und neuen Glauben. Ich bitte Sie, was versteht man unter dem alten und was unter dem neuen Glauben?“

Harms zeigte sich geneigt, auf die theologische Interpretation zu antworten; nur hat er sich aus, dies auf dem Gleichnißwege thun zu dürfen. Es wurde ihm bereitwilligst erlaubt, und er begann: „Sehen Sie, mein Herr, wenn einen der liebe Gott im irdischen Beruf mit seinem Segen krönt, und schenkt alle Jahr einen schönen Ueberschuß, und der Mann bleibt klein und demüthig dabei und denkt: Das hab ich nicht verdient, wie kommt es doch, daß mich mein Gott mit solchem Segen überschüttet? Der liebe Gott aber, der fährt nur immer fort, den kleinen Mann zu segnen, und macht ihn am Ende zum reichen, wohlhabenden Mann. Doch der Mann wird nur immer kleiner und demüthig und ruft gebeugt: Ich bin zu gering aller Treue und Barmherzigkeit, die Gott an mir thut! Sehen Sie, das ist der alte Glaube. — Der neue Glaube aber ist der, wenn einer vom Herrn mit Reichtümern beschenkt wird, merkt es aber nicht, daß sie eine Probe der Demuth und dankbaren Liebe zum Herrn sein sollten. Statt alle Tage kleiner und dankbarer zu werden, wird er alle Tage größer und vergißt seines himmlischen Wohlthäters so sehr, daß er am Ende auf jeder Eisenbahnfahrt den Mitreisenden sagt: Seht mich an, „dat bin ic!“ Sehen Sie, das ist der neue Glaube.“ (Luth. Volksbl.)

Kürzere Nachrichten.

— Herr Studiosus Burk aus unserm theologischen Seminar hat den an ihn gerichteten Beruf zum zweiten Professor an der neugegründeten Anstalt in New Ulm, Minn., angenommen und ist an den Ort seiner Wirksamkeit abgereist. Wir wünschen von Herzen, daß Gott ihn und seine Arbeit segnen und ihm Kraft und Freudigkeit erhalten möge, recht lange der Kirche, in deren Dienst er getreten ist, zu dienen. Ueber die Einweihung der New Ulmer Anstalt hoffen wir in der nächsten Nummer berichten zu können.

— Im „Lutheraner“ lesen wir: „Ein sonderbarer Prozeß.“ Unter dieser Unterschrift berichtet ein hiesiges politisches Blatt: In Canada machte vor kurzer Zeit ein Kirchenmitglied eine Klage gegen den Küster seiner Gemeinde anhängig, weil derselbe ihm den Klingelbeutel beim Gottesdienst nicht gereicht hatte. Dieses hielt der Kläger für eine große Beleidigung, weil er dadurch vor der ganzen Gemeinde in Verdacht kam, er sei ein solcher Geizhals, daß er doch nichts beisteuern wolle. Der Richter, vor welchem die Sache verhandelt wurde, war derselben Ansicht, und sprach dem Kläger \$10 Schadenersatz zu. — Wenn jener Küster wirklich mit dem Klingelbeutel an einem Gemeindegliede vorübergegangen ist, um boshafter Weise anzuzeigen, daselbe werde doch nichts einlegen, so hat der Richter ohne Zweifel ganz recht gerichtet. Denn es ist allerdings eine Schande, wenn ein Gemeindeglied so geizig ist, daß es, ohne arm zu sein, auch nicht einen Cent für kirchliche Zwecke in den Klingelbeutel oder auf den Collectenteller opfern will.

— Die Art der Wirksamkeit der Sekten ist zwar genügend bekannt als eine sektirerische, d. h. zerreibende und nach echt römischer Maxime nur für ihren Haufen berechnete. Aber ob alle lutherischen Christen dies ungöttliche Treiben so erkennen und verdammen, wie es nach Gottes Wort geschehen sollte, ist eine andere Frage. Dem armen leicht verwirrten Christenvolk zu lieb sei folgender Beweis von der genannten sektirerischen Wirksamkeit in Deutschland, resp. Ostfriesland aus dem methodistischen „Apologeten“ vom 8. September d. J. entnommen. Er findet sich in einer Correspondenz aus Ostfriesland. Der Schreiber sagt: „In religiöser Hinsicht ist dieses kleine Land in mancher Hinsicht reich gesegnet vor vielen Gegenden des deutschen Reiches. Sowohl auf lutherischen, als auf reformirten Kanzeln stehen noch eine Anzahl treuer Zeugen des Evangeliums, die nicht nur orthodox, sondern Männer voll Geist und Leben sind.“ Dasselbe Urtheil haben wir vor nicht sehr langer Zeit auch aus der Feder eines Sendboten der „Vereinigten Brüder“ mitgetheilt. Nichtsdestoweniger haben die Baptisten, Methodisten, Vereinigten Brüder und die Mennoniten ihre Sendboten dort. Wozu? Etwa um Jesu Namen bekannt zu machen? Die Sendboten bekennen ja selbst, daß dort vor vielen anderen Gegenden des deutschen Reiches ein reicher Segen an treuen Zeugen Christi vorhanden sei. Derselbe Correspondent schließt dann auch seine Mittheilung mit folgenden Worten: „Die Missionsarbeit ist hier fast eben so nothwendig wie in den Heidenländern.“ Diese Worte bekunden deutlich, was der Sekten Sinn und Meinung ist. Lutherische Prediger mögen noch so treu das Evangelium predigen, das lutherische Christenvolk mag noch so treu am Glauben halten — es ist die Arbeit der Methodisten unter ihnen doch „fast eben so nothwendig wie in den Heidenländern“. Diesen elenden Verwirren der Seelen gegenüber gilt Jesu Wort: „Sehet euch vor, vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“

An diesen Worten, die wir dem „Zeugen der Wahrheit“ entnehmen, haben unsere Leser einen Beleg für die Richtigkeit dessen, was wir über den Punkt, um den es sich hier handelt, im ersten Artikel der vorletzten Nummer dieses Blattes geschrieben haben.

— Wieder ist in Spanien, in der Provinz Bilbao, ein Bibelcolporteur aufs grausamste mißhandelt und aller seiner Bücher im Werthe von 66 Realen beraubt worden. Vergebens hat er sich an die Behörden des Orts gewandt, und jetzt hat der Pastor von Bilbao die Klage vor die Obergörden gebracht, mit welchem Erfolg, ist noch nicht verlautet. Jedenfalls zeigt jeder solche Vorfall, daß das Papsttum immer noch daselbe ist, wo es die Macht hat oder zu haben glaubt, und wir haben gar keine Ursache, am alten Lutherthum zu ändern, wo es heißt:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort,
Und steur des P a p s t s und Türken Nord.

— Die türkische Regierung hat durch einen amtlichen Erlaß verboten, daß sich fernernhin Juden in Palästina niederlassen, einerlei, woher sie kommen mögen, selbst wenn sie schon bisher in der Türkei wohnhaft gewesen sind. Nur gegen Sicherheit, daß sie in Monatsfrist das Land wieder verlassen, wird solchen, die an den heiligen Stätten beten wollen, ein Aufenthalt von 30 Tagen gestattet, und die Pässe solcher Pilger müssen als Pfand in den Händen der Behörden bleiben.

Büchertisch.

Verhandlungen der zehnten evangelisch lutherischen Synodal-Conferenz von Nord-Amerika zu Cleveland, Ohio, vom 13. bis 19. August 1884. St. Louis, Mo., Lutherischer Concordia-Verlag.
100 Seiten. Preis: 20 Cts.

Das 70 Seiten dieses Berichtes umfassende Protokoll über die Lehrverhandlungen bei der diesjährigen Versammlung der Synodal-Conferenz zeigt, „wie vermessen es sei, Sachen des Glaubens aus den Schriften der Väter begründen und die Gewissen an die Lehrentscheidungen derselben binden zu wollen,“ und es ist wohl kaum nöthig, darauf hinzuweisen, daß dieser Gegenstand nach den Erlebnissen der jüngst verfloffenen Jahre, und seit es die Ohio-Synode gewagt hat, mit den Schriften der Väter die Gewissen ihrer Glieder zu knebeln, eine besondere Wichtigkeit erlangt hat. Es wäre darum sehr zu wünschen, daß auch recht viele unserer Gemeindeglieder diesen Bericht studiren möchten, damit sie sich immer fester überzeugen, daß wir auch in diesem Stück den allein richtigen, schrift- und bekennnismäßigen Standpunkt einnehmen und vertheidigen.

G.

Liturgische Monatschrift. Formulare für etliche kirchliche Handlungen und liturgische Akte, dargeboten von Friedrich Lochner, Pastor. No. 3 und No. 4.

Diese beiden Lieferungen der „Liturgischen Monatschrift“ enthalten Formulare für „Begräbnis“ und für „Einweihung eines neuen Gottesackers“, die dasselbe Lob verdienen, wie die in den früheren Nummern gebotenen Formulare. Zu beziehen von Rev. F. P. Werbig, Box 58, Beardstown, Ill. Preis: 12 Nummern 50 Cts. G.

Tannenreiser. Vier Erzählungen von A. Vollmar.

Der Vogelsteller vom Eschlipphal. Erzählung aus der Zeit des Bauernkrieges von Gottfried Flamberg.

Der arme Heinrich, oder: Die Pilgerhütte am Weißenstein. Eine Erzählung für Christkinder von Dr. C. G. Barth, und

Witwe Leinert, oder: Die verlorene Quittung. Eine Geschichte für Jung und Alt.

Setma, das türkische Mädchen. Eine Erzählung für Christkinder von Dr. C. G. Barth, und

Linde Hand. Eine Geschichte aus dem Walde von N. Fries.

Vier Erzählungen eines Großvaters. Von A. Constanz, und

Das goldene Ringlein. Eine Erzählung von Emil Frommel.

Zweieckle Fürsten. Kaiser Friedrich der Rothbart von Karl Burchardi. Ernst der Fromme, Herzog von Gotha, von Wilhelm Nebenbacher.

Die Fahrt nach der Robbeninsel. Eine Volksgeschichte von Martin Claudius.

Jetzt, da die Abende wieder lang geworden sind, sieht sich gewiß mancher Hausvater um nach guten Büchern, die er dem jungen Volk in die Hand geben kann, damit sie nach des Tages Arbeit bei der Familienlampe

eine angenehme Unterhaltung haben. Hier ist etwas für diesen Zweck. Diese sieben sauberen, in Schwarz- und Golddruck verzierten und mit Rothschnitt versehenen Leinwandbändchen bilden ebenso viele Nummern der „Germania = Jugendbibliothek“, die im Verlag von Geo. Brumber in Milwaukee erscheint und der heranwachsenden Jugend sorgfältig ausgewählte Unterhaltungsliteratur bieten will und auch wirklich bietet. Jedes Bändchen kostet nur 25 Cts., und es steht bei diesem gewiß sehr mäßigen Preis zu hoffen, daß durch weite Verbreitung dieser Sammlung viel verderblicher Schund aus den Händen der deutsch redenden Jugend verdrängt werden wird.

Einführung.

Nachdem die ev.-luth. Gemeinde zu Hortonville, die bisher mit der Parochie New London verbunden war, sich in der Person des Herrn Pastor J. Hacker einen eignen Prediger berufen hatte, so wurde derselbe im Auftrage unsers hochw. Herrn Präses am Sonntag, dem 2. November, feierlich in sein Amt eingeführt.

Christian Popp.

Adresse: Rev. J. Hacker,
Hortonville, Wis.

Ordination und Einführung.

Nachdem Herr Candidat Adolph Reim einen ordentlichen Beruf von der ev.-luth. Zion-Gemeinde zu Samborn, Minn., empfangen und angenommen hat, ist derselbe im Auftrage des Herrn Präses Albrecht am 20. Sonntag n. Trin., als am 26. Oktober, durch den Unterzeichneten inmitten seiner Gemeinde ordinirt und eingeführt. Gott setze ihn zum Segen.

S. Deuber.

Zu adressiren ist einstweilen noch:
Rev. A. Reim, New Ulm, Minn.

Erinnerung.

Dem auf Seite 66 unseres diesjährigen Synodalberichtes abgedruckten Beschluß gemäß habe ich jedem Pastor unserer Synode ein Exemplar des jüngst erschienenen Berichtes über die „Verhandlungen der zehnten Versammlung der evang.-lutherischen Synodal-Conferenz von Nord-Amerika“ zusenden lassen und bitte die Empfänger, dafür 20 Cts. an den Agenten unserer Buchhandlung, Herrn F. Werner, einzusenden.

J. Bading.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XX: Die Herren Pastoren Jenny (f. L. Schulz) 1; Streißguth 1.05; Scheitel (u. f. Leerjßen) 2.10; Haase (f. H. Kürschner) 1.05.

Herr C. Miller 1.06.

Jahrg. XIX: P. J. J. Meyer 7.20.

Jahrg. XIX, XX: P. Bading 2.27.

Jahrg. XVIII, XIX: Herr C. Pauß 6.20, 18.80.

Th. Jäkel.

Für das Reich Gottes: Durch P. Popp, von der Gem. in Brightstown \$19.60.

Für das College in Watertown: Durch P. Jäger, Erntefestcoll. von der St. Joh.-Gem. \$23.31; P. Haase, nachträgliche Missionsfestcoll. aus Cold Spring \$4.50; P. J. J. Meyer, Reformationfestcoll. der Gem. in Waterloo \$6.35; P. Jäkel, vom Frauen-Missions-Verein der Gnaden-Gem. \$100, Jubeldollar von M M \$1.

Für rückständ. Professoren = Gehalt: Durch P. Jäger, Erntefestcoll. der St. Peters-Gem. \$6.22; P. C. Hoyer, Reformationfestcoll. von der Gem. in West Bend \$7.75, Newburgh \$4.25, M M \$1; P. Jäkel, Reformationfestcoll. der Gnaden-Gem. \$29.33; P. Keibel, Erntefestcoll. der Gem. in Kossuth \$3.95.

Für arme Schüler erhalten: Durch P. Jäkel, ges. auf G. Rabings Hochzeit \$5; P. Jäger, Dankopfer von Frau Sachs \$1; P. Röt, ges. auf der Hochzeit des Joh. Schak \$8; P. Jäkel, von Fr W \$3, von Fr S \$1.

Für die College = Orgel: Herr Pauß \$1; P. Keibel, ges. auf der Hochzeit des A. Gauger \$4.05.

Th. Jäkel.

Für den Kirchbau in Vandhne: Von P. A. W. Keibel \$6.42, ges. auf der Hochzeit bei F. Jäger; von P. J. Voss \$6.30.

Der liebe Gott segne die lieben Geber.

E. Häse.

In dieser Woche erscheint im Verlag unserer Synode:

Gemeindeblatt-Kalender

auf das Jahr

1885

nach Christi Geburt.

Herausgegeben von der Redaction des „Ev.-luth. Gemeindeblattes“.

Preis: = = = = 10 Cts.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalkuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers
Kleiner Katechismus

mit

Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Theil II.

Für Mittelklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben

von

A. F. Ernst.

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee, Wis.